

Brigitte Becker

Fremdheit und Supervision – Betrachtungen zu einer Gruppensupervision mit Kulturforscherinnen und Kulturforschern

1. Einstieg in eine fremde Kultur

Als ich 2001 angefragt wurde, eine Gruppensupervision für Feldforschende am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturforschung der Universität Tübingen zu übernehmen, erlebte ich diese Anfrage wie ein Geschenk, war doch im Zusammenhang mit meiner Supervisionsausbildung in mir ein nachhaltiges Interesse an der Ethnopschoanalyse geweckt und durch weiterführendes Literaturstudium vertieft worden.

Die anfragende Gruppe bestand aus Personen, die an verschiedensten Projekten zu Alltagskulturen (z.B. jüdisches Leben in einer schwäbischen Kleinstadt, Erkundungen zu beiden Seiten einer Grenze, Frauen in Männerdomänen...) forschten. Sie hatten bereits Erfahrungen mit Supervision, und da ihre Supervisorin, mit der sie die Gruppe gegründet hatten, weggezogen war, suchten sie eine Nachfolge für die Gruppenleitung.

Ich erinnere mich noch gut an meine ersten vorsichtigen Schritte, in eine von den Supervisandinnen und Supervisanden bereits eingeübte – etwas andere – Supervisionsarbeit einzusteigen und dort Leitung zu übernehmen. Neben dem Verlust der ersten Supervisorin betrauerte die Gruppe auch ihren Professor, Utz Jeggle, der am Institut diese Form der ethnopschoanalytisch orientierten Supervision initiiert, mit der notwendigen Autorität vertreten hatte und nun aus Krankheitsgründen ausgeschieden war.

Die Methode der Gruppensupervision war, wie Barbara Wittel-Fischer (2001) beschreibt, an die Balintgruppenarbeit (Balint 1966) angelehnt, nur mit dem Unterschied, dass hier nicht eine Stegreiferzählung, sondern ein Text aus der Feldforschung (Interviewausschnitt oder Auszug aus dem Feldtagebuch) als Grundlage für die Assoziationen der Gruppenmitglieder genutzt wurde (siehe hierzu auch: Becker et al. 2013).

Die Vorzeichen für die Fortsetzung dieses Unternehmens waren nicht einfach. Der kleinen Gruppe von Idealist*innen standen folgende Schwierigkeiten gegenüber: Die Gruppe musste ohne Unterstützung durch den halt gebenden Rahmen des Universitätsinstituts existieren, sie musste mein Honorar bezahlen, auch wenn ein erheblicher Teil der Gruppenmitglieder sich in einer wirtschaftlich prekären Situation befand: Studierende während der Magisterarbeit, arbeitslos Gemeldete, die „privat“ forschten, Personen, die erst dabei waren, einen Forschungsantrag zu stellen oder eine Anbindung an eine Forschergruppe zu suchen und andere, die unter unwägbareren Bedingungen arbeiteten. Dazu kam, dass einige Gruppenmitglieder aus Tübingen weggezogen waren und längere Anreisen zu den Gruppentreffen auf sich nahmen oder eben deswegen ausschieden. Vom teilnehmenden Personenkreis her war die Gruppe, als ich sie übernahm, also ein fragiles Konstrukt.

In den ersten zwei Jahren fand ich mich Freitagnachmittags um 14 Uhr häufig als erste vor der Tür des Instituts im Tübinger Schloss auf den Schlüsselhaber wartend, voller Ungewissheit, wer denn heute komme und wer unangekündigt wegbleibe. Die Gruppenteilnehmer bemühten sich für die Weggebliebenen neue Mitglieder zu werben, die dann wieder auf die Arbeitsform und deren verbindliche Regeln eingestimmt werden mussten.

Was tat ich, um den Rahmen trotz dieser Schwierigkeiten zu halten, zu entwickeln und damit Arbeitssicherheit zu gewährleisten?

- Ich setzte eine Mindestanzahl von Gruppenmitgliedern fest (6), bei einer geringeren Zahl müsste sich die Gruppe auflösen.
- Ich übergab die Aufgabe der Anwerbung neuer Gruppenmitglieder den Teilnehmenden; die Interessent*innen sollten sich dann mit mir telefonisch zu einem ersten Informations- und Kontraktgespräch in Verbindung setzen.
- Ich legte einmal jährlich einen sogenannten Schnuppertermin fest, an dem Neue dazukommen und sich am Ende der Sitzung für oder gegen die weitere Teilnahme entscheiden sollten.
- Ich formulierte einen schriftlichen Vertrag, der die Arbeitsweise und die gegenseitigen Verpflichtungen in der Supervision beschrieb, u.a. die Verpflichtung für mindestens ein Jahr teilzunehmen und den Ausstieg anzumelden.

Außerdem hielt ich in jeder der sechsmal jährlich stattfindenden Sitzungen ein Zeitfenster zur Kontraktklärung und Kontraktentwicklung offen, was nicht nur für die Integration der dazu Gekommenen, sondern auch zur inhaltlichen Entwicklung der Arbeit insgesamt sinnvoll war.

Zu den Wirkungen und Ergebnissen der inhaltlichen Arbeit möchte ich hier zwei Beispiele anführen, die in besonderer Weise belegen, wie nahe gehend und weitreichend zugleich die Reflexion der Begegnungen mit dem Forschungsfeld waren.

Während die Fallgeber*innen aus einer „normalen“ Supervision üblicherweise geklärt und zu Handlungsoptionen ermutigt hervorgehen, war das in folgenden beiden Fällen zwar auch so, nur mit der Klärung und Handlungsoption stand auch die bisherige Forschung in Frage:

Ein Gruppenmitglied (Forschungsprojekt: Jüdisches Leben in H.) legte einen Interviewausschnitt vor, der aus einem Gespräch mit einer betagten Bewohnerin von H. stammte. Diese stellte sich hier als Retterin jüdischer Mitbewohner während der NS-Herrschaft dar. In ihrem einleitenden Arbeitsauftrag für die Gruppe berichtete die Fallgeberin von Zweifeln an der Wahrhaftigkeit der alten Dame, die durch eine zufällig aufgeschnappte Bemerkung einer anderen älteren Ortsansässigen ausgelöst worden waren. Derartig auf die Spur gesetzt, las die Gruppe zwischen den Zeilen des Textes, aufgrund der verwendeten Wortwahl, der Metaphern und Symbole einen inhaltlich gegensätzlichen Sinn heraus: Die sich selbst bewusst als Retterin darstellende Zeitzeugin war wohl in Wahrheit eine Profiteurin des Exodus der jüdischen Mitbürger, die in den Gesprächen mit der Forscherin versuchte, sich selbst von ihren Schuldgefühlen zu „reinigen“. Am vorgestellten Text konnte man nachvollziehen, dass es sich hier wohl um den Abwehrmechanismus der Verkehrung ins Gegenteil bzw. Deckerinnerungen handelte.

Verstört durch das Ergebnis der Gruppenarbeit und beschämt darüber, von der bis hierher von ihr sehr geschätzten Informantin so getäuscht worden zu sein, beschloss die Fallgeberin, sich in ihrer weiteren Forschung nur auf archiviertes Quellenmaterial zu stützen und verließ die Gruppe. Für die weitere Forschung konnte oder mochte sie die Spannungen, die mit den persönlichen Kontakten zu Informant*innen aus ihrem Forschungsfeld verbunden waren, nicht aushalten.

Gerade diese Begebenheit macht deutlich, wie notwendig und wichtig eine supervisorische Begleitung beim sich Einlassen auf Personen aus einem beforschten kulturellen Feld ist. Das Aufklären der unbewussten Beziehungsdynamik bedarf der begleitenden psychoanalytischen Reflexion.

In einem anderen Fall behandelten wir einen Auszug aus einem Feldtagebuch, der während einer teilnehmenden Beobachtung in einem Protestcamp entstanden war. Die Analyse dieses Textes durch die Gruppe verdeutlichte, wie sehr die Textgeberin mit der Protestbewegung identifiziert und persönlich verstrickt war. Das auch in der Feldforschung wichtige Abstinenzgebot war hier nicht gewahrt. Die Sitzung ließ die Forscherin verstört zurück, allerdings zog sie ihre Lehren hieraus für die Fortsetzung ihres Projekts, das sie nun in einer weiter entwickelten persönlichen Haltung verfolgte.

Die beiden Beispiele mögen belegen, wie schmerzhaft den Forschenden in der Beschäftigung mit dem Anderen zunächst unbewusste Anteile der Beziehung zum Feld und den Kontaktpersonen darin bewusst werden können. Supervision hilft hier, dies anzunehmen und zu bearbeiten, anstatt es abzuwehren, so dass es unbewusst weiter wirkt. Für mich als Supervisorin war die Aufgabe hier, die sich durch die Arbeit entfaltenden Spannungen aufzunehmen und zu halten, sie ganz im Balintschen Sinn als Spiegelungen bzw. Übertragungsphänomene zu begreifen und sie so in die Gruppe zurück zu geben, dass Klärung und Beruhigung für die Fallgeber*innen möglich würde. Wie die beiden obigen Beispiele zeigen, gelingt die Beruhigung nicht immer direkt, zumal, wenn etwas Eigenes als hindernd, begrenzend – eben als ungelöster innerer Konflikt – aufscheint und zunächst bewältigt werden muss. Zu dieser Bewältigung bot ich in den genannten Fällen jeweils eine Einzelsitzung an, die die Betroffenen auch in Anspruch nahmen.

2. Rollendiffusion und ihre Klärung

Nach einigen Jahren der Zusammenarbeit bestand die Gruppe ausschließlich aus Graduierten, die an Projekten arbeiteten, die aus Forschungsmitteln finanziert wurden. Den langen Anfahrtswegen Rechnung tragend, hatten wir die Sitzungstermine von sechs Halbtagen im Jahr auf drei Ganztage konzentriert und einen Gruppenraum im verkehrsmäßig besser angebundenen Stuttgart gefunden. Die Frequenz des Ausscheidens und der Neuaufnahmen hatte sich verlangsamt. Dies alles trug zur Stabilisierung der Gruppenarbeit bei. Es gab eine Fraktion in der Gruppe, die von Anfang an dabei war und letztlich das Überleben der Gruppe nach dem Leitungswechsel und durch regelmäßige Akquise neuer Mitglieder, die dann für die Dauer ihrer Arbeit an einem Forschungsprojekt teilnahmen, gesichert hatte. Diese Fraktion brachte nun den Vorschlag ein, über die Arbeit der Gruppe eine Veröffentlichung zu schreiben.

Wie sollte ich mich dazu stellen?

Zunächst war es für mich nachvollziehbar, dass Forscher*innen, deren Produkte Veröffentlichungen ihrer Arbeitsprozesse und -ergebnisse sind, der Fachöffentlichkeit auch unsere Arbeitsform und die dabei möglichen Erfahrungen und Gewinne bekannt machen wollen. Auch hatte ich keinen Zweifel daran, dass die gemeinsame Arbeit dies wert war. – Aber wie sollte das geschehen? – Wie könnte sich eine Autor*innengruppe organisieren? – Und welchen Effekt würde das für die weitere Supervisionsarbeit haben?

All diese Fragen ließen mich zögern, einem solchen Projekt zuzustimmen. Aber der Wunsch blieb nachhaltig und wurde wiederholt ins Gespräch gebracht. Schließlich bildete sich eine Autor*innengruppe von derzeitigen und ehemaligen Gruppenmitgliedern und den beiden Supervisorinnen, der ehemaligen und mir.

Für die Dauer der Arbeit am Text liefen also zwei Gruppierungen parallel, in der einen war ich Supervisorin und Leitung, in der anderen Mitautorin. Zwischenzeitlich sah ich mich in einer heiklen Situation: Es wäre nach meiner Überzeugung nicht gut gewesen, die Autor*innengruppe ohne mich arbeiten zu lassen, weil die supervisorische Expertise und Erfahrung dann im Artikel wahrscheinlich zu kurz gekommen wäre und weil ich keinen Einblick gehabt hätte, was in der Parallelgruppe gruppenspezifisch geschieht. Allerdings befürchtete ich, die „normale“ Supervisionsarbeit der Gruppe könnte leiden, weil sich die nicht mitschreibenden Gruppenmitglieder als weniger zugehörig und nicht gleichermaßen wertgeschätzt erleben würden.

Als Supervisorin sah ich meine Aufgabe also nun darin, diejenigen, die sich nicht am Schreibprojekt beteiligten, darüber aufzuklären, was in der Schreibgruppe vor sich ging und was die Motivation für eine Veröffentlichung war. Ich versuchte, größtmögliche Transparenz zwischen beiden Gruppen herzustellen. So gelang es, trotz der Rollenvermischungen die normale Gruppenarbeit in bewährter Weise fortzusetzen und alle auf diesem unbekanntem Terrain mitzunehmen.

Entscheidend für die Möglichkeit einer Veröffentlichung war, eine Supervisions Sitzung exemplarisch aus dem reichhaltigen Material auszuwählen und aus den unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten darzustellen. Dieses Fallbeispiel sollte eine Reihe von Kriterien erfüllen:

- die Fallgeberin müsste an der Veröffentlichung mitarbeiten und bereit sein, sich als Supervisorin mit ihrem Anliegen öffentlich zu zeigen
- der Fall müsste so darstellbar sein, dass die Darstellung keine eindeutigen Hinweise zur Identifikation der Personen und Institutionen des beforschten Felds enthielt
- es müssten weitere an der Sitzung Beteiligten das Geschehen in der Gruppensitzung aus ihrer Perspektive beschreiben können und wollen.

Die so rekonstruierte Fallarbeit müsste dann in doppelter Hinsicht, nämlich psychoanalytisch und ethnographisch diskutiert werden, um die beschriebene Arbeit wissenschaftlich zu begründen.

Für mich war es dann faszinierend zu erleben, wie die Wissenschaftler*innen mit Kompetenz, Lust und Routine im Schreiben hierbei ans Werk gingen. Die prominente Platzierung unseres Artikels in der Zeitschrift für Volkskunde war ein erster Lohn. Ein weiterer

war die Entdeckung, dass sich initiiert von Maya Nadig, deren Werk „Die verborgenen Kultur der Frau“ (1986) mein Einstieg in die Beschäftigung mit der Ethnopschoanalyse gewesen war, eine ähnlich arbeitende Gruppe unter dem Etikett Deutungswerkstatt entwickelt hatte. Seither ist eine Kooperation und Weiterentwicklung derartiger Gruppen entstanden. Außerdem haben sich in dieser Phase zwei Gruppenmitglieder psychoanalytisch weiter gebildet und zwar zur Supervisorin bzw. zum Gruppenanalytiker.

3. Die Faszination der Supervisorin an der etwas anderen Supervision

Die Gruppensupervision für FeldforscherInnen habe ich deutlich länger als eineinhalb Jahrzehnte geleitet. Was hat mich bei allen Schwierigkeiten und Herausforderungen, dem relativ hohen zeitlichen Aufwand im Verhältnis zu meiner finanziellen Vergütung über diese lange Zeitstrecke hinweg für diese Arbeit motiviert?

Wie bei allem psychoanalytisch orientierten Arbeiten sind ein sicherer Rahmen und ein gewisses Maß an Kontinuität notwendige Bedingungen für deren Erfolg. Es gehörte zu meiner supervisorischen Aufgabe, diese Bedingungen nach Möglichkeit zu schaffen.

Immer wieder machten wir bei der Supervisionsarbeit die Erfahrung, durch die Reflexion der Beziehungen und Verstrickungen der Forscher*innen mit den Akteuren des Felds tiefer gehende Erkenntnisse über die beforschten Alltagskulturen – und auch im Sinne des Balintschen Diktums der indirekten Selbstthematization über uns selbst – zu gewinnen. Dabei war ich häufig fasziniert davon, was das Textmaterial an Phantasien und Deutungsebenen auslöste und wie differenziert und feinsinnig die Gruppenmitglieder aus dem Text, seiner Form, seinem Wortbestand, seinen Formulierungen und dem nicht ausdrücklich Wiedergegebenen schöpften, so dass eine lustvoll mitreißende kreative Gruppenatmosphäre entstand, die übrigens auch alle begeisterte, die zu den jährlichen „Schnupperterminen“ dazu kamen.

Diese dichte und durchaus anspruchsvolle Arbeitsatmosphäre in der Gruppe erlebte ich als wohltuenden Gegensatz zu dem, was an der Hochschule, an der ich hauptamtlich tätig war, als gute Forschung galt. Weite Teile meiner Wissenschaft, der Psychologie, pflegen ein einzig an naturwissenschaftlicher Methodik orientiertes Forschungsideal. Ich halte diese Forschungsmethodik für wichtig und unverzichtbar, wo sie dem Gegenstand der Forschung angemessen ist. Der menschlichen Psyche ist sie es sicher nur in Teilen. Und so hatte die Zusammenarbeit in dieser Gruppensupervision auch für mich etwas meine wissenschaftlichen Grundüberzeugungen bestärkendes, nämlich dass das Forschungsideal der Objektivität im Bezug auf bestimmte Gegenstände und Fragestellungen nicht einzulösen ist und daher die Subjektivität einbezogen und nicht eliminiert werden darf. Ein methodisches Inventar zur Einbeziehung des Subjektiven stellt die Psychoanalyse zur Verfügung, und Supervisionsarbeit ist für mich immer auch psychoanalytische Arbeit.

Die Supervisor*innen und mich verband also die Gemeinsamkeit, abseits des Mainstreams der eigenen Wissenschaft zu arbeiten und in der Gruppe einen Anker, ein Forum zu haben, sich der eigenen abweichenden Überzeugung zu vergewissern. Denn in der Europäischen Ethnologie wie in der Psychologie ist die Thematisierung der Subjektivität in der Forschung die Ausnahme.

Ein zweites Moment hat mich außerdem an die Aufgabe der Leitung dieser Supervisionsgruppe gebunden. Die Gruppe hatte zumindest für einige Mitglieder einen hohen Stellenwert im Rahmen ihres beruflichen Selbstverständnisses – ähnlich wie für viele Supervisor*innen ihre Balintgruppe. Balintgruppen für Supervisor*innen gibt es viele. Wer die seine verliert oder verlassen möchte, findet eine andere. Das ist für Feldforschende nicht so. Die Gemeinde der Ethnolog*innen im deutschsprachigen Raum ist überschaubar, man kennt sich. Abgesehen von den Angeboten zweier psychoanalytisch weiter gebildeter Mitglieder meiner Gruppe gibt es meines Wissens keine entsprechenden und etablierten Gruppenangebote. Diese Tatsache war verbunden mit dem Eindruck meiner Unentbehrlichkeit in der Rolle der diese Gruppe leitenden Supervisorin. Dieser Eindruck war eben auch ein Druck, mit dem verantwortlich umzugehen, eine weitere Herausforderung war. Angesichts meines Alters und privater Verpflichtungen konnte ich nicht auf Dauer garantieren, für die ohnehin relativ selten stattfindenden Termine regelmäßig zur Verfügung zu stehen. Also musste ich eine planvolle Beendigung meines Engagements mit der Gruppe in den Blick nehmen und schließlich das Ende meiner Gruppenleitung für die letzte Sitzung des Jahres 2018 festlegen. Vom Moment dieser Ankündigung an, war es nicht mehr möglich trotz zweier Versuche, neue interessierte Mitglieder gut zu integrieren. Die Spannungen, die mein Abschied und die Suche nach einer neuen Leitung in der Gruppe auslösten, drohten die Textarbeit in unseren letzten gemeinsamen Sitzungen zu beeinträchtigen. Auch hier den Rahmen für die Arbeit zu halten, war eine besondere Herausforderung.

Eine Nachbemerkung noch:

2014 organisierten Gruppenmitglieder eine Tagung unter dem Titel ‚Subjektorientiertes Deuten – Kontext und Praxis der ethnografischen Feldforschungssupervision‘ und diskutierten mit Teilnehmenden ihre Erfahrungen, Überlegungen und psychoanalytische Grundlagen. 2017 erschien dazu ein Tagungsband. Die HerausgeberInnen stellten den Band in der Folgezeit in verschiedenen Universitätsinstituten vor. Zu einer dieser Vorstellungen am Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft in Tübingen war ich auch eingeladen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich einem Kritiker, der vor einem „Übermaß an Reflexivität“ durch die Einbeziehung der Subjektivität gewarnt hatte, erklären, dass psychoanalytisch orientierte Supervision und psychoanalytische Theoriebildung insgesamt den Anspruch hat, psychische und soziale Dynamiken zu erforschen und zu beschreiben und nicht nur eine klinische Disziplin ist. Das Problem ist ja nicht der Versuch, das Subjektive durch Selbstreflexion einzubeziehen, sondern die Wirkung des Unbewussten an sich. Das war eine gelungene Aufklärung! Sicher konnte ich den Kritiker vor allem deshalb erreichen und beeindrucken, weil ich aus einer anderen wissenschaftlichen Kultur kam, obwohl ich ihm auch nur darlegte, was die Absolventinnen seines Instituts bereits vielfach versucht hatten, ihm zu nahe zu bringen. Aber so ist das mit den Propheten im eigenen Land.

Literatur

Balint, M. (1966): Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart.

Becker, B./Eisch-Angus, K./ Hamm, M./Karl, U./Kestler, J./Kestler-Josten, S./Richter, U. A./Schneider, S./Sülze, A./Wittel-Fischer, B. (2013): Die reflexive Couch. Feldforschungssupervision in der Ethnografie. Zeitschrift für Volkskunde 109, Heft 2, S. 181-203.

Bonz, J./Eisch-Angus, K./Hamm, M./Sülzle, A. (Hrsg.) (2017): Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens. Wiesbaden.

Nadig, M. (1986): Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Frankfurt a.M.

Wittel-Fischer, B. (2001): „Das Unbewusste ist unbestechlich.“ Supervision in der Tübinger empirischen Kulturwissenschaft. In: Katharina Eisch, Marion Hamm (Hrsg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnografischen Kulturanalyse, S. 140-160. Tübinger Vereinigung für Volkskunde.